

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

23.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Oktober 5, 1855.]

D e r C o n d o r.



Wir haben hier in dem mitgetheilten Bilde einen großen Geier Südamerika's vor uns, den man gewöhnlich Condor nennt, und von welchem sonst viel gefabelt wurde. Man schilderte seine Größe und Stärke über die Maßen: er sollte ein Kalb in die Luft mit fortnehmen, wie der Hühnerfalke ein Küchlein, und einem Ochsen das Leben rauben können. Mit ausgespannten Flügeln sollte er funfzehn Fuß in der Breite messen. Beides, solche Größe und Stärke, wird durch die neuesten Berichte sehr herabgesetzt. Humboldt war der erste Reisende, welcher diese Uebertreibungen rügte. Er brachte siebenzehn Monate in den Andes-Gebirgen zu, wo dieser Raubvogel sich vornehmlich aufhält, und sah ihn nicht allein täglich, sondern schoß auch gar manchen, daß er endlich zu der Ueberzeugung kam, das Thier sey nicht viel größer, als die größten Arten dieses Geschlechts in Europa sind. Dagegen wurden mehrere andere Eigenthümlichkeiten desselben ermittelt. Der Adler bauet sein Nest auf den höchsten Alpen Europa's, aber es sind diese bei weitem nicht so hoch, wie die Spitzen der Anden, auf welchen der Condor nistet. Wo kein Thier mehr leben kann, da haust er

am liebsten; wo die Luft so verdünnt und kalt ist, daß jedes andere Wesen umkommen müßte, befindet er sich am wohlsten. Und nicht zufrieden mit solcher Höhe, steigt er weit über die Wolken hinauf und schaut von dieser Höhe herab über die weite, unermessliche Ebene hin. Erspäht er dann einen Leichnam, so senkt er sich hinab und sättigt seinen Hunger mit einer Geißigkeit ohne Gleichen. Kapitän Head, der Südamerika durchreiste, kam vor einem todtten Pferde vorbei, an welchem wohl vierzig bis funfzig solcher Geier sich labten. Manche hatten sich so voll gefressen, daß sie gar nicht auffliegen konnten. Einige standen auf dem Kadaver und verzehrten es, andere rings herum. In der Entfernung von zwanzig Ellen ungefähr sah er einen der größten mit der einen Klaue auf dem todtten Thiere, mit der andern auf der Erde. Als Einer seiner Begleiter bis an das Kadaver hinritt, floh einer der größten Geier ungefähr funfzig Ellen so schwerfällig fort, daß er am Ende festgenommen und getödtet wurde. Daß aber Letzteres nicht ohne großen Kampf abging, kann man sich denken.

Der Condor lebt jedoch keineswegs blos von Aas. Er greift im Gegentheile auch lebende Thiere mittlerer

Größe, wie das Vicuña, Rehe, Ziegen und dergleichen an, und soll sogar den Kindern wenigstens gefährliche Wunden beibringen. Den Menschen selbst fürchtet er zwar wenig, aber scheint ihm nicht absichtlich nahe zu kommen. Humboldt und Bonpland hatten, als sie an den Schneefeldern der Anden Pflanzen sammelten, immer mehrere Condors in ihrer Nähe, die sich jedoch stets friedlich benahmen. Auch wußten die Indianer dort ihnen nichts Böses nachzusagen, und am wenigsten erzählten sie, daß so ein Vogel ein Kind entführe, wozu es doch nicht an Gelegenheit fehlen würde. Humboldt meint daher, daß nicht ein wahrhaft beglaubigter Fall da sey, daß ein Kind auf solche Weise um's Leben gekommen wäre. In der Art würde also unser Lämmergeier in der Schweiz und andern Ländern Europa's mehr zu fürchten seyn; denn von Irland erzählt uns der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, daß er selbst einen kleinen Knaben kennen gelernt habe, welcher durch ein halbes Wunder aus den Klauen des Raubvogels gerettet wurde. Ein Mädchen aber war auf solche Art, wie man ihm erzählte, in der That verloren gegangen. Schon die alte Fabel, welche der Ganymed von einem Adler entführen und in den Olymp zum Zeus bringen läßt, zeigt wenigstens, wie man zu jeder Zeit die Möglichkeit solcher Unfälle annahm.

Ein Nest baut der Condor, so viel man weiß, nicht. Er legt seine Eier auf den nackten Felsen. Das Weibchen behält die Jungen ein ganzes Jahr bei sich und füttert sie, bis sie sich selbst ihre Nahrung holen können. Doch alle solche Dinge sind noch lange nicht gehörig ermittelt. Humboldt sah den Condor nur in Neu-Grenada, Quito und Peru; allein nach seinen darüber eingezogenen Erkundigungen findet man ihn in der ganzen Kette der Anden bis zum siebenten Grade nördlicher Breite nach dem Innern von Antioquia hin. Selbst in Mexiko und den westlichen nordamerikanischen Freistaaten soll er haufen. Die von ihm hier mitgetheilte Abbildung ist nach einem Exemplare entworfen, das sich jetzt in einer Sammlung lebender fremder Thiere zu London befindet.

Der Einfluß der Mutter auf die Denkart ihrer Söhne.

Der Ernst und die Milde des Vaters vermögen über seine Kinder sehr viel, und ihr Schicksal bestimmt sich nicht selten durch die Freundlichkeit, Würde und Klugheit, die er in seinem Benehmen gegen sie beobachtet, auf ihre Lebenszeit. Nicht stürmische Leidenschaften, nicht hastige Affekten bessern die Kinder, sondern Festigkeit des Charakters, Ruhe des Gemüths und Besonnenheit des Verstandes. Wer sich so viel als möglich immer gleich bleibt und Grundsätze, den Forderungen der Religion und Vernunft entsprechend, unwandelbar befolgt, der gründet seiner Kinder Glück; er macht sie zu frommen und sittlich guten Menschen.

Allein einen ganz vorzüglichen Einfluß, besonders auf die Söhne, haben die Mütter. Sind sie freundlich, edel denkend, religiös, sittlich gut und wohlgenuth, so nehmen ihre Söhne viele von diesen Tugenden in früher Jugend an, und üben sie durch ihre ganze Lebenszeit. Die Mütter veredeln durch ihre Milde und Güte das Herz ihrer Söhne, pflanzen religiöse Grundsätze in dasselbe und sößen ihnen den Entschluß ein, immer gut und redlich zu handeln. Die Mütter mögen es nie vergessen, wie viel ihr frommer Lebenswandel, ihr Fleiß, ihre Ordnungsliebe, ihre Reinlich-

keit und Sparsamkeit bei ihren Kindern, vorzüglich den Söhnen, Gutes stiftet; denn der Sohn hängt mehr an der Mutter, als am Vater; ihre milde Art spricht mehr zu seinem raschen Sinne und bezwingt die wilden Leidenschaften, die ihn in's Leben hinausstoßen; ihr Rath, ihr Trost, ihre Warnung senkt sich tief in sein Herz und er bewahret getreulich darin, was sie zu seinem Wohle sagt und thut.

Wie vielen Einfluß hatte nicht die Denkart, die Gesinnung und das Benehmen der Mütter auf drei Männer, welche unsere Zeit glorreich verherrlicht haben, auf Kant, Goethe und Klopstock. Die Mutter des ersteren war fromm, fleißig, empfindungsvoll, geduldig und sorgsam; sie strebte nach einem heiligen Lebenswandel, und wie viele von diesen Eigenschaften sind auf ihren berühmten Sohn, der auch viel auf sie hielt, übergegangen? Goethe's Mutter war, wie er selbst erzählt, stets heiter und froh und Andern das Gleiche gönnend, sehr reinlich, liebte das Bücherlesen, und Alles dieß prägte sich dem Sohne frühzeitig ein; und was früher eine einzeln dastehende Erscheinung war, das wurde Gewohnheit, Grundsatz. Auf Klopstock wirkte vorzüglich seine Großmutter, deren Liebling er war und von der er selbst sagte, sie habe ihn zuerst durch ihren frommen Wandel zu Gott erhoben.

Eine religiöse Gesinnung adelt die Frauen, und Mitleid und Wohlthätigkeit sind die Quelle vieler schönen Tugenden. Mit einem gefühlvollen Herzen und das Wahre und Richtige treffenden Verstande sind sie dann die Erhalter und Beglucker ganzer Familien.

Bilder aus Marokko.

4. Civilisation der Marokkaner.

Civilisation! Bedeutungsvolles, gewichtiges Wort! — Fast scheint es ein Widerspruch in sich selbst, von einer Civilisation der Marokkaner zu sprechen, da das Volk, wie wir früher schon gehört haben, sich noch auf einer sehr tiefen Stufe der Bildung befindet und man vielmehr ungewiß ist, ob man es nicht lieber den rohen barbarischen Völkern beizählen soll. Soll dieses Volk in seiner Bildung Fortschritte machen, so muß es vor Allem jenem grenzenlosen, ihm eigenthümlichen Haß gegen die Christen und gegen Alles, was von ihnen kommt, entsagen. Dieser Haß geht so weit, daß sie schon bei dem Anblicke eines Christen ausrufen: „Schütze uns, Gott, vor der Berührung der Ungläubigen.“ Sind sie genöthigt, vor dem Sultan von einem Christen zu sprechen, so bitten sie vorher um Entschuldigung. Es gilt sogar für ein Verbrechen, einem Christen das Arabische zu lehren. — Alle zarteren Empfindungen sind ihnen fremd. Die Freude der Eltern, wenn ihnen ein Kind geboren ist, kennen sie gar nicht; es ist ihnen eine durchaus gleichgültige Sache. Am siebenten Tage laden sie die Verwandten und Freunde ein, schlachten ein Schaf oder eine Ziege und geben dem Kinde einen Namen. Bald geht die Mutter an ihr schweres Geschäft und trägt dabei das Kind in einem großen Tuche auf dem Rücken. So wächst es ohne sonderliche Pflege heran. Sind die Kinder sechs Jahre alt, so gehen sie in die Schule, oder widmen sich einer Kunst oder einem Handwerke. Der Unterricht beschränkt sich auf das Lesen und Schreiben, oder das Auswendiglernen einer bestimmten Anzahl Verse ihres religiösen Gesetzbuches, des Koran. Können die Schüler lesen und schreiben, so verlassen sie die Schule; andere bleiben, bis sie den ganzen Koran

auswendig gelernt haben, und gehen dann auf eine höhere Schule über. — Da ihnen die Buchdruckerkunst unbekannt ist, so wird die Kunst des Schreibens in hohen Ehren gehalten. Die meisten Fortschritte haben sie in der Arithmetik gemacht, denn in den Handelsstädten soll es recht tüchtige Rechner geben. — Ihre Arzneikunst beschränkt sich gemeinlich darauf, daß sie in einen Napf einen Vers aus dem Koran schreiben, darauf Wasser gießen, einige Gebete hersagen und dann dem Kranken das Wasser trinken lassen. — Im Innern des Landes giebt es weit und breit keine Schulen; oft fehlen sogar die Moscheen, und sie verrichten ihre Religionsübung, welche in den Worten besteht: „Es ist kein Gott, als Gott, und Muhamed ist sein Prophet!“ in der freien Natur. — Wie es im Worthalten bei ihnen stehen mag, zeigt die Antwort, welche der Sultan einst einem Christen gab: „Hältst Du mich für einen Ungläubigen, daß ich mich zum Sklaven meines Wortes machen sollte? Bin ich nicht Herr, es zu ändern, wenn es mir gutdünkt oder mir ansteht?“ — Die Blutrache ist bei ihnen noch in voller Kraft. — Musik lieben sie, eben so den Tanz; doch tanzen ehrbare Frauen nie. Bei festlichen Gelegenheiten läßt man öffentliche Tänzerinnen kommen, deren Kunst darin besteht, den Oberleib möglichst unbeweglich zu halten, die Füße aber in sehr schnelle Bewegung zu setzen. Narren, Kindern und Schlafenden werden verbrecherische Handlungen nicht zugerechnet. Zauberer und Schlangenhändiger durchziehen wie Nasende die Städte, und Niemand waagt es, sich an ihnen zu vergreifen. — Unter den Spielen lieben sie besonders das Damen- und Schachspiel. Sie spielen dieß nicht um Geld; der Verlierende muß sich aber gefallen lassen, daß der Sieger ihm an seine Mütze einen Strohwisch steckt, was ihnen höchst unangenehm ist. — Zum Schlusse wollen wir noch einige ihnen eigenthümliche Gewohnheiten und Gebräuche hinzufügen: Begegnet sich Mauren, so grüßen sie: Friede sey mit Euch! Einen Christen grüßen sie mit: guten Tag, oder guten Morgen, oder guten Abend. Leute geringern Standes neigen sich und legen die rechte Hand auf das rechte Knie, indem sie das Haupt nach einer Seite biegen; reitet der Obere, so küßt man ihm Fuß oder Knie. Personen gleichen Ranges küssen einander den Kopf oder die Schulter, und geben sich die Hand. Die Frauen küssen den Männern die Hand; wir bitten einen Besuchenden zuerst in's Zimmer zu treten, der Maure geht dem Gaste voraus; die Ehrenseite bei den Mauren ist die linke; wir entblößen aus Achtung das Haupt, der Maure die Füße; wir küssen andrer Leute Hände, der Maure die eignen. Wir lassen die Pferdemaähne auf die linke Seite hinunterfallen, der Maure auf die rechte, auf der er auch zu Pferde steigt. Verlassen wir einen Fürsten oder einen Oberrn, so wenden wir ihm, so lange es angeht, das Gesicht zu, und entfernen uns langsam und ehrerbietig, wogegen die Mauren ihnen sogleich den Rücken zukehren und wegrennen, als stöhen sie vor dem Feuer; wir stehen aus Ehrerbietung auf, sie bleiben niedergekauert sitzen; wir tragen das Leinwandhemde auf dem Leibe, sie über dem Kaftan.

In einer sehr traurigen Lage befindet sich das weibliche Geschlecht. Die Frauen sind nicht die Freundinnen ihrer Gatten, mit denen sie Freude und Schmerz, Glück und Unglück theilen, sondern Sklavinnen. Sie sitzen nicht am Tische ihres Herrn; sondern sie stehen, während er speist, reichen ihm Waschwasser und küssen seine Füße. Die Frauen haben die härtesten und erniedrigendsten Beschwerden des Hauswe-

sens und Ackerbaues zu tragen: sie schöpfen Wasser aus entfernten Brunnen, brechen die Felte ab, beladen die Kameele, während die Männer sich zur Unterhaltung in einen Kreis setzen. Auf der Reise reitet der Mann, die Frau geht zu Fuß und erhält noch dazu Schläge, wenn sie sich nicht beeilt. Auf der Erde unglücklich sind sie auch sogar ausgeschlossen vom Paradiese, und man zweifelt sehr, ob sie eine Seele haben.

Peter Paul Rubens.

Der berühmte Maler, Peter Paul Rubens, wurde geboren am 29. Juni 1577 zu Köln, wohin sich sein Vater, der Syndikus zu Antwerpen war, wegen der in den Niederlanden stattfindenden Unruhen gewandt hatte. Doch schon nach einigen Jahren kehrte Rubens Vater an seinen frühern Wohnort zurück, und gab den Sohn zur Gräfin Lalain als Pagen, wo derselbe jedoch nur kurze Zeit blieb. Schon in den Schuljahren zeigte er eine erstaunliche Leichtigkeit im Zeichnen, und kopirte Alles, was ihm vorkam. Sein Vater starb, und die Mutter, des Sohnes Lieblingsneigung berücksichtigend, schickte denselben Anfangs zu dem bekanntesten Maler Adam van Ort, und später zu Otto Vanius, unter dessen Anleitung der junge Künstler durch den glücklichsten Erfolg seines Fleißes ermuntert wurde. Eine sehr lebhaftere Einbildungskraft, ausgebreitete Kenntnisse, die er immer zu vermehren strebte, und eine natürliche Leichtigkeit im Arbeiten trugen viel zur Ausbildung des großen Malers bei. Im drei und zwanzigsten Jahre ging er nach Italien und kam durch Empfehlung des Erzherzogs Albert in die Dienste des Herzogs von Mantua, Vincent von Gonzaga, bei dem er sieben Jahre blieb, viele Porträts, unter denen das des Herzogs, und historische Gemälde fertigte und auch andere Geschäfte übernahm. So reiste er z. B. nach Spanien, um dem Könige Philipp II. eine kostbare Equipage im Namen des Herzogs zu überbringen. Seinen Aufenthalt zu Madrid wußte er sich durch das Studium von Titian's Meisterwerken äußerst belehrend und genussreich zu machen. Gleichfalls im Auftrage seines Herzogs ging er hierauf nach Rom, um die merkwürdigsten Gemälde daselbst zu kopiren, welche Arbeiten aber für Originale gelten konnten, und ihn zum vollendeten Künstler machten. Nachdem er bis jetzt mehr in der Manier des Caravaggio gemalt, machte er sich von derselben immer mehr los, nahm sich dafür Titian und Paul Veronese zu Mustern, die er besonders während seines Aufenthaltes in Venedig studirte, was sich deutlich bei der Beschauung der damals von ihm gemalten Altarblätter der Kirche Chiesa nuova zu Rom zeigt. Nachdem er noch eine Reise nach Genua unternommen, und daselbst viele Porträts für den Adel vollendet hatte, kehrte er, auf die Nachricht, daß seine Mutter sehr krank darniederliege, nach siebenjährigem Aufenthalte in Italien, in die Heimath zurück, fand aber bei seiner Ankunft bereits seine Mutter todt, und begab sich nun in die Abtei St. Michael, um in der Einsamkeit seinen Studien obzuliegen, wozu auch die der römischen und griechischen Dichter zu rechnen sind. Seine Gelehrsamkeit hat er durch einige lateinische Abhandlungen über Malerei, die in sehr gutem Style geschrieben sind, bewiesen. Der täglich zunehmende Ruf des großen Malers bewog den Erzherzog Albert und seine Gemahlin Isabella, den Künstler an den Hof zu rufen und sich malen zu lassen. Er kam nach Antwerpen, lebte ziemlich glänzend und verheirathete sich mit Eli-

sabeth Brants, die er aber im Jahre 1626 wieder durch den Tod verlor. Um's Jahr 1625 reiste er nach Paris, um der Königin Maria von Medicis, die bei ihm für die Galerie ihres Palastes Luxemburg im Jahre 1620 bestellten 24 großen Gemälde persönlich zu übergeben. Sie enthalten die sehr sinnreich und allegorisch dargestellte Geschichte der Königin. Rubens war eben so geschickt in Staatsgeschäften, als in der Malerei, daher wurde er zu verschiedenen diplomatischen Unterhandlungen gebraucht. So ging er als Gesandter zu Karl I. nach England, um den Frieden mit Spanien zu schließen, was ihm auch 1630 gelang. Der König machte ihm dafür ansehnliche Geschenke, schlug ihn zum Ritter, und zeichnete ihn überhaupt auf jede Weise aus. Bald darauf ward er von Philipp II. zum Ritter und Sekretär des Staatsraths der Niederlande ernannt. Vier Jahre nach dem Tode seiner ersten Gattin verheirathete er sich auf's Neue, und zwar mit einer Frau von außerordentlicher Schönheit: Helena Forman, die ihn mit einer Tochter und zwei Söhnen überlebte, als er im 63. Jahre, 1640 zu



Peter Paul Rubens.

Antwerpen starb. Dieselbe Hochachtung, die wir seinem Talente als Maler zollen, müssen wir auch seinem Charakter gewähren. Obgleich er hoch gestiegen war in der Gunst mehrerer Monarchen, und in Reichthum und Ueberschuß lebte, erhob er sich durchaus nicht über andere Maler, sondern suchte ihnen vielmehr auf alle Weise zu dienen und ihr Beschützer zu seyn. — Rubens folgte in seinen Schöpfungen mehr der Natur, als der Antike, weil er in jener eine unerschöpfliche Abwechslung fand. Sein vorzügliches Kolorit, der Reichthum an Gedanken und Zusammensetzungen, der feurige und vielbedeutende Ausdruck in seinen Arbeiten, die Einfachheit und Natürlichkeit seiner Stellungen, die Abwechslung und der ungekünstelte Faltenwurf der Kleidungen, die seine Figuren leicht umgeben, die äußerst glückliche Behandlung des Hellbunkels, das frische Fleisch in seinen Porträts, das auf einmal gemalt ist, seine unnachahmlichen Gruppen, die das Auge immer auf den Hauptgegenstand des Gemäldes hinleiten, alle diese besondern Vorzüge waren in dem

Malertalente eines Rubens vereinigt und erwarben ihm den Namen des Flandrischen Raphael's. Von seinen zahlreichen Schülern nennen wir nur: van Dyck, Diepenbeck, Jakob Jordans, den ältern David Teniers, Peter van Mol, van Thulden, Cornelius Schut u. a. m.

Die Zahl der von Rubens ausgeführten Gemälde ist sehr bedeutend; es giebt wenig Kirchen und angesehene Privathäuser in den Niederlanden, die nicht ein Gemälde von ihm aufzuweisen haben. Doch auch in Wien, Berlin, München, Dresden und andern deutschen Städten findet der Freund der Malerei Meisterwerke dieses großen Künstlers.

Das Flusspferd.

(Hippopotamus amphibius.)

Das Flusspferd lebt in und an den großen Flüssen Afrika's und hält sich in und an den Strömen vom Cap an landeinwärts, in dem Senegal, dem Zaine, dem Gambia, und dem Nil in Oberägypten, Nubien und Dongola auf. Es schwimmt sehr gut, hält sich oft lange im Wasser auf und ist dann nur so weit sichtbar, als es, um Athem zu holen, das Ende des Mauls aus den Fluthen emporhebt; seine Nähe verräth ein furchtbares Schnauben. Oft taucht es lange unter, geht auf dem Boden des Flusses hin und hält sich dann abwechselnd wiederum eine Zeit lang an Lande auf. Gewöhnlich verbirgt es sich im Schilf am Ufer der Flüsse.

Das Gebiß des Flusspferdes hat oben und unten vier Schneidezähne, von denen die obern kurz, kegelförmig und einwärts gebogen, die untern lang, cylindrisch zugespitzt und vorwärts liegend sind. Auf jeder Seite der Kinnlade ist ein Eckzahn, der lang, stark, vier bis fünf Pfund schwer ist. Der Kopf ist sehr groß, die Ohren sind klein und zugespitzt und an den Wänden mit kurzen Haaren besetzt; die Augen sind klein, das Maul ist auffallend breit und angeschwollen, der Rachen weit gespalten; die Haut meistens nackt, nur mit einzelnen, bläulich-schwarzen Haaren versehen. Der Körper ist unförmlich dick und plump; die starken Beine sind nur zwei Fuß hoch; an jedem Fuße sind vier Zehen. Der Schwanz ist kurz und nackt. Die Länge des Thieres beträgt 13 bis 17 Fuß, der Umfang des Wanstes 15 und die Höhe 7 Fuß. Das Gewicht ist 2, 3 bis 4000 Pfund, je nachdem das Thier vollkommen ausgewachsen ist, oder nicht.

Seine Nahrung besteht in Gewächsen, vorzüglich in großen, starken Wasserpflanzen und Wurzeln. In angebauten Gegenden richtet es auf den Getreidefeldern großen Schaden an, indem es Alles abfrisst und zertritt; nur mit Mühe kann es abgehalten werden. Seine Stimme ist ein Mittellaut zwischen Brüllen und Wiehern.

Die Männchen sind sehr eifersüchtig und kämpfen zur Begattungszeit furchtbar mit einander um die Weibchen. Die Letztern werfen jedes Mal nur ein Junges und die Dauer der Tragezeit ist unbekannt. Ungereizt fällt das Flusspferd den Menschen höchst selten an; desto wüthender und fürchterlicher aber ist es, wenn es angegriffen wird. Man erlegt es durch wiederholte Flintenschüsse, indem manche Kugel nicht durch die Haut dringt, vorzüglich aber durch Harpunen.

In manchen Flüssen, in deren Nähe die Menschen nicht zahlreich sind, und wo man die Flusspferde nicht durch Feuergewehre verschreckt hat, sind sie sehr häufig. Der englische Reisende Barrow sagt: „Ge-

gen Abend bekamen wir eine ungeheure Menge Flußpferde zu Gesichte, die mit ihren Köpfen über die Wasserfläche des großen Fischflusses (in der Capkolonie) hervorragten. Mehrere Spuren dieser Thiere führten von verschiedenen Theilen des Flusses nach einer süßen Wasserquelle hin, welche ungefähr eine engl. Meile davon entfernt lag. Nach dieser Quelle begaben sie sich in der Nacht, um daraus zu saufen, weil das Flußwasser eine beträchtliche Strecke von der Mündung hinauf salzig schmeckte. Auch gehen sie des Nachts auf die Weide und fressen an den Gesträuchen herum."

Ungeachtet seiner plumpen Gestalt, läuft das Flußpferd doch sehr schnell; auch besitzt es im Schwimmen eine große Fertigkeit; eben so geschickt taucht es unter.

Thunberg erzählt nach dem Berichte eines glaubwürdigen Mannes, daß, als einst ein Flußpferd an's Land gestiegen sey, um zu kalben, derselbe sich mit seinem Reisegefährten so lange im Gebüsch verborgen gehalten habe, bis das Kalb geworfen worden sey; alsdann habe er auf die Mutter geschossen und sie beim ersten Schusse so gut getroffen, daß sie sogleich niedergestürzt sey. Seine Hottentotten hätten numehro geglaubt, das Kalb sey jetzt leicht zu fangen, allein dieß sey nicht der Fall gewesen; das Kalb sey sogleich in's Wasser gelaufen, ob es schon von seiner Mutter noch nicht die geringste Anweisung dazu erhalten haben konnte.

Der deutsche Reisende, Herr Ruppell, der vor einigen Jahren eine Beschreibung seiner Reise in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien herausgegeben hat, beschreibt als ein sorgfältiger Beobachter die Jagd auf die Flußpferde. Die Hippopotamusjäger in Nubien, an den Ufern des Nils, sagt er, bilden eine eigene Klasse. Eben so muthig als eingelebt auf diese gefährliche Jagd, greifen sie das Thier sowohl bei Tage als bei Nacht, meist zur ersten Zeit an, um dessen wüthenden Anfällen bei seiner Vertheidigung leichter entgegen zu können. Der Jäger ist ein Harpunierer. Seine Harpune ist am Ende eines Seiles mit einem Holzschafte befestigt; er hält sie in der rechten Hand, während in seiner linken das übrige Seil mit einem angehefteten Holzklöße ruhet. So vorbereitet, nähert er sich still und schleichend dem Thiere, wenn es am Tage auf einer Sandinsel im Flusse schläft, oder er lauert bei nächtlicher Weile am Ufer, wo das Thier aus dem Wasser heraussteigt, um zu weiden. Ihm nahe genug gekommen, wirft er mit möglichster Kraft die geschäftete Harpune nach demselben, so, daß sie mit dem Widerhaken durch die Haut dringt. In diesem Augenblicke flüchtet sich das verwundete Thier gewöhnlich nach dem Flusse und stürzt sich gewaltsam in die Fluth. Der nur leicht befestigte Schafte fällt von der Harpune ab, diese aber, am Seile befestigt, bleibt in der Haut stecken und der auf der Wasserfluth schwimmende Kloss zeigt die Richtung an, welche das Thier unter dem Wasser nimmt. Große Gefahr tritt bei diesem Anwerfen ein, wenn das Thier den Jäger bemerkt, ehe er den Wurf gethan hat. Wüthend dringt dasselbe dann auf seinen Gegner los, und ereilt es ihn, so zermalmt es ihn augenblicklich mit seinem aufgesperreten furchtbaren Rachen. Ein solcher Vorfall ereignete sich bei Ruppell's Anwesenheit in Nubien. Sobald aber das Thier glücklich angeworfen ist, begeben sich mehrere Jäger in ihre bereit stehenden kleinen Kähne und nähern sich behutsam dem schwimmenden Holzklöße, an welchem sie ein zweites langes starkes Seil befestigen, worauf sie mit dem andern Ende nach der schnell herankommenden bemannten gro-

ßen Barke eilen, wo sie mehrere Gehülften erwarten. Jetzt zieht nun die ganze Mannschaft das harpunirte Thier, welches die immer tiefer eindringende Wunde zur höchsten Wuth reizt, an dem Seile heran, und kaum hat es die Barke erreicht, als es dieselbe mit seinen mächtigen Zähnen erfaßt und umzustürzen oder zu zertrümmern sucht, was bei dem leichten Baue eines solchen Fahrzeuges nicht ohne Beispiel des Gelingens ist. Indessen sind die Jäger auf's Aeußerste bemüht, ihr Wagstück auszuführen; sie werfen ihm noch 4 bis 6 andere Harpunen in den Leib, und mit Anstrengung aller Kräfte wissen sie das Thier, vermittelt der Seile, so dicht an die Barke anzuklemmen, daß sie dadurch einen Theil seiner Stärke und Beweglichkeit lähmen und im Stande sind, ihm mit einem langen, scharfen Eisen den Nacken zu durchbohren oder den Schädel einzustossen und auf diese Art nach mehrstündiger Arbeit dem zähen Leben ein Ende zu machen. Da die Fleisch- und Knochenmasse eines ausgewachsenen Thieres zu groß ist, als daß es selbst eine größere Menschenzahl aus dem Wasser schaffen könnte, so wird es, noch im Flusse schwimmend, zerstückt und so an's Land gebracht. Man rechnet das Gewicht von 4 bis 5 Dshen gegen ein einziges Flußpferd. Das Fleisch junger Thiere ist sehr schmackhaft. Die dicke Haut wird zu trefflichen Peitschen verarbeitet, deren bis 500 Stück aus einer einzigen Haut geschnitten werden können. Die großen Eckzähne sind dem Elfenbeine ähnlich, aber von noch weißerer und dichter Substanz, und so hart, daß sie am Stahle Funken geben sollen.



Das Flußpferd.

Ein Flußpferd, das Ruppell selbst mit erlegen half, maß von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel $13\frac{1}{2}$ franz. Fuß, und seine Eckzähne hatten eine Länge von 26 Zoll. Um es zu tödten, kämpften die Fischer 4 Stunden in der Nacht mit großer Lebensgefahr mit ihm; es zerschmetterte in einem Augenblicke einen Kahn, auf den es sich warf, und erhielt, außer den Harpunenwunden, 25 Flintenkugeln, ehe es todt war.

Die alten Römer brauchten auch zu ihren Thierkämpfen das Flußpferd, das sie aus Aegypten holten.

Das Niesen.

Wenn Jemand nieset, so wird bei den meisten Völkern irgend ein: „Gott helf!“ zugerufen. So ist es gewesen, so lange man denken kann, bei uns, wie bei vielen andern Nationen. Schon zu Alexander's Zeit zerbrach sich Aristoteles den Kopf damit, den Grund dieser Gewohnheit aufzusuchen. Die Fabellehre erzählte, Prometheus habe einige Sonnenstrahlen in einer

Flasche aufgefangen, und diese seiner Statue vor die Nase gehalten, worüber sie habe gewaltig niesen und dadurch ihres Lebens Daseyn zuerst beurkunden müssen. Dieß kam dem großen Weltweisen zu sonderbar vor; er meinte daher, die Ehrfurcht vor einem der edelsten Theile des Körpers möchte wohl auch auf eine seiner Hauptverrichtungen ausgedehnt, und darum das Begrüßen dabei Mode geworden seyn.

Glaube es ihm, wer da will. Die Rabbinen geben einen andern Grund an, der gewiß noch viel frömmere ist. Der Mensch, sagen sie, sollte nach der Schöpfung nur einmal niesen und in demselben Augenblicke des Todes seyn. So starben die frommen Erzväter alle bis auf Jakob. Dieser bat nämlich Gott, ihn niesen zu lassen, so oft er wollte, aber ihn dabei nicht von der Erde zu nehmen. Und sein Gebet ward erhört. Er niesete wie wir, lebte aber noch Jahr und Tag und sah Kinder und Kindeskinde. Und sie wunderten sich Alle, daß sie, wie er, nieseten, entsetzten sich aber immer noch vor dem letzten, sonst dadurch angedeuteten Stündlein, weshalb sie sich dann ihr: „Wohl bekomme es!“ halb freudig, halb ärgerlich zuriefen, je nachdem sie nun einander das Leben gönnten oder beneideten.

Kein Wunder, daß nun Römer und Griechen ebenfalls den Gebrauch hatten. „Lebe!“ riefen diese, „bleibe gesund!“ jene; selbst wenn sie allein waren, riefen sie sich dieß ganz ernsthaft zu. Ein gewisser Proflus, sagt ein altes Epigramm, hatte eine so lange Nase, daß er nicht einmal hörte, wenn sie niesete, und dann ohne sein salve weiter gehen mußte. Apulejus theilt uns die Anekdote mit, daß eine römische Dame ihren Galan in den Kleiderschrank versteckte, weil der Mann die Unterhaltung störte. Der arme Gefangene mußte niesen. „Wohl bekomme Dir's!“ rief der Mann seiner Frau ganz gemüthlich zu, der nichts Böses vermuthete und das Niesen von ihr herleitete.

In Afrika und in Amerika begrüßt man sich beim Niesen, wie bei uns. Wenn in Monomotapa der König nieset, wird solches durch gewisse Zeichen, durch Gebete, die man auf der Straße ablieset, dem ganzen Staate bekannt gemacht, und Alles erschallt von den Glückwünschen der Einwohner. Als Florida erobert wurde, fanden die Spanier, daß, wenn der Kaiser von Guachja niesete, alle Indianer die Hände ausstreckten und die Sonne anriefen, ihren Fürsten zu beschützen, ihn zu erleuchten und ihm hold zu seyn. „Die Kaffern,“ erzählt Lichtenstein, „niesen niemals;“ sie können also auch nicht „Gott helf“ sagen, wenn er Recht hat. Die Quäker allein machen eine Ausnahme. Sie, die größten Sonderlinge, niesen zwar, wie wir, aber sie wissen nichts von einer nichts sagenden Formel der Höflichkeit. Vielleicht gleichen wir ihnen in einem Vierteljahrhunderte wenigstens darin; denn schon jetzt kömmt die alte Sitte bei Engländern und Franzosen, so wie auch in mehreren deutschen Provinzen mehr und mehr in Vergessenheit. —

Bei jedem Gebrauche läßt sich der Grund nachweisen, aus dem er entsprang, der ihn Anfangs rechtfertigte, nur beim ältesten, dem Niesen nicht, das am weitesten zugleich verbreitet ist.

„Du beniestest es!“ sagt der gemeine Mann, wenn Einer gerade nieset, während er etwas erzählt,

was Andern zweifelhaft scheinen könnte, und man legte sonst gar viel Gewicht auf so ein Niesen.

Gerade diese und ähnliche Deutungen des Niesens erlaubten sich auch die Alten. Penelope hatte einmal mit ihren Freiern gewaltige Noth; sie bat die Götter dringender als je, daß ihr Ulysses bald nach Hause kehren möchte; da

„niesete Telemach, daß das ganze Gemach erbebte.“

Und nun zweifelte Penelope nicht mehr daran, daß ihre Bitte Gehör gefunden. Xenophon hatte einmal bei dem Rückzuge der 10,000 aus Persien eine Rede an sein Heer gehalten, worin er ihnen das Verzweifelte ihres Unternehmens schilderte, aber ihnen auch nur darin allein Rettung als möglich zeigte und sie also sich rasch zu entschließen aufforderte. Und siehe, ein Krieger niesete in diesem Augenblicke; Aller Parthei war nun ergriffen: der Himmel selbst hatte sich für des Feldherrn Ideen günstig erklärt.

Wenn die Römer und Griechen ihren Geliebten ein Kompliment machen wollten, so sagten sie, „die Liebesgötter selbst hätten bei ihrer Geburt geniest.“

„Ich werde heute etwas Neues erfahren,“ sagen wir, wenn wir früh nüchtern beim Aufstehen niesen. Bei den Alten war etwas Aehnliches: wenn sie früh nieseten, so glaubten sie, sich den Tag über wohl in Acht nehmen zu müssen. Zwischen Mittag bis Mitternacht zu niesen, das war wohl gut, aber früh Morgens — das hatte seine Bedenklichkeiten.

Wie sich der Mensch doch zu jeder Zeit in Kleinigkeiten gleich bleibt! Wie er überall etwas auf Dinge hält, die außer seiner Willkür gelegen, in physischen Gesetzen begründet, wenig, und nie das bedeuten, was ihm damit gesagt zu seyn scheint! —

Öffentliche Nachtlager in London.

Es ist wohl keine Stadt der Erde, in welcher der größte Reichthum mit der drückendsten Armuth so gepaart ist, als in London. In Ueppigkeit und Pracht lebt hier der Reiche und Bornehme, während der Arme und Niedere kaum Mittel findet, sein Leben zu fristen. Tausende kriechen am Abende hungrig in ihre Hütte, welche mehr einer Höhle des Unflaths gleicht, und wissen nicht, wovon sie am andern Tage leben sollen; andere Tausende sind nicht einmal so glücklich, ein Obdach zu besitzen, wo sie wenigstens während der kurzen Zeit des Schlafs ihre traurige Lage vergessen könnten. Namentlich kommen Viele aus fernen Gegenden in die Stadt, um hier ein Unterkommen zu suchen; das wenige Vermögen, welches sie mitbrachten, ist bald aufgezehrt und nun sind sie der drückendsten Lage Preis gegeben. Für diese Beklagenswerthen hat die Wohlthätigkeit Häuser erbaut, in denen sie Nachtlager und einige Nahrung finden. Man hat Häuser erbaut, in welchen sich sehr große Säle befinden. Nahet der Abend, so sammeln sich Hunderte der Heimathlosen und bitten um Aufnahme. Diese werden nun im eigentlichen Sinne in den großen Sälen zusammengeschichtet und nur so viel Raum gelassen, daß die Aufseher die Ordnung gehörig handhaben können. Jeder Arme erhält hier Abends und Morgens ein halbes Pfund Brod ist aber gehalten, sich vorher zu waschen und zu reinigen. Zu diesem Ende befinden sich in dem zur Anstalt

gehörigen Hofe Wasser, Seife und Handtücher; allein viele Elende sind so unempfindlich gegen Unreinigkeit und Schmutz und fürchten sich so sehr vor dem Wasser, daß sie sich lieber hungrig niederlegen, als daß sie sich einer Reinigung unterwerfen. Das Lager besteht aus Stroh, welches alle Tage erneuert wird. Eine verpestete Luft würde hier herrschen, wenn man nicht durch oft wiederholtes Räuchern für Reinigung derselben Sorge trüge. Uebrigens sind auch Männer und Frauen in besondere Säle vertheilt.

Lehren für's Haus.

Am leichtesten ist den Menschen beizukommen, wenn sie krank sind.

Man muß das Geld nicht zu lange im Beutel tragen; denn es gewöhnt sich so sehr daran, daß es nicht heraus will, wenn gleich Menschen da sind, welche es zu fordern berechtigt sind.

Nur gemeine Seelen werden in der Welt niemals verkannt; wer keinen Tadel zu ertragen weiß, der wird sicher auch niemals Lob einernten.

W o c h e.

Am 5. Oktober 1056 endigte in seinem neun und dreißigsten Lebensjahre Heinrich III., mit dem Beinamen der Schwarze, ein kräftiger deutscher Kaiser, zu Bonthfeld am Harz auf einer Jagdreise sein Leben. Er war von fränkischem Stamme, der Sohn Konrads II., und geboren im Jahre 1017.

Am 6. Oktober 1764 wurde Friedrich Jacobs zu Gotha geboren, woselbst er, wie später in Jena und Göttingen, unter Schüz und Heyne sich den Alterthumsstudien widmete. Nach seiner Anstellung an dem Gymnasium seiner Vaterstadt ward er im Jahre 1807 als königlich bairischer Hofrath, Professor und Mitglied der königlichen Akademie nach München berufen, von wo er jedoch schon 1811 als Oberbibliothekar und Direktor des Münzkabinetts nach Gotha zurückkehrte, und durch seine wissenschaftliche Thätigkeit als einer der achtbarsten und ausgezeichnetsten Schriftsteller der neuesten Zeit sich große Verdienste erworben hat.

Am 7. Oktober 1321 befahl der Papst Johann XXII. in einer an diesem Tage erlassenen Bulle, den deutschen Gegenkönigen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich, die eine Zeit lang blutigen Krieg führten, endlich aber zu München vor zehn Zeugen sich feierlichst zu gemeinschaftlicher Reichsregierung vereinigten (im Jahre 1325), von ihrem Streite abzustehen und bedrohete dieselben mit dem Banne, wofür sie nicht seinem Willen nachkommen würden.

Am 8. Oktober 1518 erschien Dr. Martin Luther zu Augsburg vor dem päpstlichen Abgesandten, dem Cardinal Thoma de Bio a Cajetan, um sich vor demselben zu vertheidigen.

Am 9. Oktober 1762 wurde Schweidnitz von den Preußen, die es seit dem 8. August unter Tauenzien belagert hatten, wiedergewonnen. Die 9000 Mann starke östreichische Besatzung, unter den Befehlen Guasco's, mußte sich den Siegern als Gefangene ergeben. Sehr große Vorräthe an Kriegsbedarf und

Lebensmitteln fanden die Preußen sehr zur gelegenen Zeit in der wiedereroberten schlesischen Festung.

Am 10. Oktober 1824 starb zu Koblenz der preussische General der Reiterei und Oberbefehlshaber der achten Heeresabtheilung in den Rheinprovinzen, Johann Adolph Freiherr von Thielemann. Dieser merkwürdige Heerführer ward am 27. April 1765 von bürgerlichen Eltern geboren, 1783 sächsischer Dragonerjunker, 1791 Lieutenant bei den neu errichteten sächsischen Husaren, 1798 Rittmeister bei denselben und Ritter des Heinrichsordens. Nach einigen Reisen und kurzem Aufenthalte zu Paris focht er 1806 bei Saalfeld, wurde bei Jena gefangen, jedoch bald wieder entlassen; war als Major bei der Belagerung von Danzig und in der Schlacht bei Friedland, wonach er Obrist und Flügeladjutant des Königs von Sachsen, nach glücklichem Widerstande gegen die Oesterreicher im Jahre 1809 aber Generalmajor wurde, in welcher Würde er im russischen Feldzuge 1812 sich auszeichnete und am 27. November mit wenigen Getreuen von der Beresina entkam. In den Freiherrnstand erhoben und zum Verteidiger der Festung Torgau ernannt, ging er am 14. Mai 1813 in russischen Kriegsdienst über, zog im Frühjahr 1814 nach den Niederlanden, und kam 1820 nach Koblenz.

Am 11. Oktober 1531 fand eine blutige Schlacht zwischen den Reformirten und Katholiken bei Kappel, einem Dorfe an der Südgrenze des Schweizerkantons Zürich Statt. Durch einen Steinwurf und einen Speerstoß fiel in derselben der große Reformator der Schweiz, Ulrich Zwingli, und mit ihm dreizehn Amtsbrüder. Als er sterbend auf dem Schlachtfelde lag, sprach er mit gefalteten Händen und himmelan starrenden Blicken die letzten Worte: „Welch Unglück ist das? den Leib können sie wohl tödten, aber nicht die Seele.“

Das Federharz oder das Kautschuk.

Ob man schon wußte, daß das Federharz, das Kautschuk (*Gummi elasticum*) vegetabilischen Ursprungs sey, so stellte man doch lange vergebliche Untersuchungen an, um zu erfahren, welches Gewächs es hervorbringe und wie es entstehe.

Der Bäume, welche das Federharz hervorbringen, giebt es mehrere: nicht bloß der indianische Feigenbaum (*Ficus indica*), sondern auch der heilige Feigenbaum (*Ficus religiosa*), der zweidrüsigige Manchinellbaum (*Hippomane biglandulosa*), die Bahea (*Vahlea*), die Krugpflanze (*Urceola elastica*), die Kastille (*Castella elastica*) und noch mehrere andere Bäume, z. B. Jacia, Curvara liefern es. Durch Aublet haben wir die besten Nachrichten über einen Baum erhalten, welcher das Federharz hervorbringt, und welcher in mehreren Gegenden Südamerikas wächst, z. B. in den Wäldern von Cayenne, in Quito, in Brasilien, am Amazonenflusse u. s. w. Er soll 60 Fuß hoch werden; die Rinde seines Stammes ist schuppig, und die eßbaren Früchte ähneln den Kernen des gemeinen Wunderbaumes. Im französischen Guyana nennen die Eingebornen diesen Baum Heve; daher hat ihn Aublet Hevea Guianensis genannt. Die Amerikaner nennen das Federharz Kaoutschuk (Kautschuk). Die Abbildung zeigt die Heve und den Feigenbaum Ostindiens.

Das Harz entsteht aus einem milchähnlichen Saft, der aus Nissen, die man mit scharfen Werkzeugen in

den untern Theil des Stammes macht, in darunter gesetzte Gefäße fließt und sich an der Luft verdickt. Die



Bäume, welche das Kautschuk liefern.

Eingebornen überziehen damit thönerne Formen, setzen diese der Hitze oder dem Rauche aus und lassen so den Ueberzug trocknen; dann lösen sie den inwendig befindlichen Thon im Wasser auf und spülen ihn aus, wodurch sie die flaschenähnlichen Gefäße von Federharz erhalten, welche in dieser Gestalt nach Europa kommen. Die Flaschen sind meistens birnförmig und haben das Ansehen eines weichen schwärzlichen Leders.

Das Federharz besitzt eine bewundernswerthe Elasticität und keine Substanz kommt ihm hierin gleich. Eine Flasche, deren Wände die Dicke des Sohlenleders haben, läßt sich vermittelst eingepumpter Luft so ausdehnen, daß sie fast so dünn und durchsichtig wie Papier wird. Läßt man die Luft heraus, so kehrt die Flasche wieder in ihre vorige Form zurück. Doch nur bei einem gewissen Grade von Wärme läßt sich das Federharz so unglaublich stark ausdehnen; in der Kälte verliert es seine Elasticität und wird spröde, und in strengen Wintern gefriert es, der freien Luft ausgesetzt, so, daß es steinhart wird und lange Zeit braucht, ehe es wieder aufthaut. Bei einer Hitze von 100 Grad Reaumur zerschmilzt es in eine braune, schmierige Materie, welche nachher den vorigen Grad der Elasticität nie wieder erhält und klebrig bleibt.

Am Lichte brennt es mit einer Flamme, löset sich aber weder im Wasser noch im Weingeiste auf, woraus sich ergibt, daß es weder ein Gummi, noch ein Harz ist.

Wegen seiner Schnellkraft, Festigkeit und Biegsamkeit eignet sich das Federharz zu mancherlei chirurgischen Instrumenten, zu Sonden, zu Bougies, zu Röhren zum Einspritzen, zu festen und doch nachgiebigen Bandagen u. s. w. Grossart hat eine vortheilhafte Methode erfunden, nach welcher man es in jede beliebige Form bringen kann, ohne es aufzulösen. Man zerschneidet nämlich eine Flasche Federharz in dünne Rienen, erweicht diese in Aether oder auch in siedendem Wasser so lange, bis sie an den Rändern klebrig wer-

den; dann wickelt man sie ganz dicht um das Modell, dessen Form das Werkzeug erhalten soll, drückt die Ränder dicht an einander, windet noch ein Band fest darüber und umwickelt sie dicht mit Bindfaden, hierauf trocknet man sie aus, löset das Band ab und nimmt die Form heraus, welches durch Erwärmung im Wasser erleichtert wird.

Der Gebrauch des Kautschuks wird in Europa jährlich stärker, und man führt es in immer größerer Menge ein. Seit mehreren Jahren braucht man es nicht bloß zum Wegwischen der Bleistiftstriche, sondern es ist auch ein wichtiger Artikel in den Tuchfabriken geworden, indem man die Tücher dadurch wasserdicht macht. Auch verfertigt man Galoschen und Schuhe davon. In England braucht man es jetzt auch zur Erleichterung der Leiden der Kranken, indem man bei den hydrostatischen Betten, welche für Kranke bestimmt sind, Gebrauch davon macht.

Die Gewandtheit einer Ziege.



Auf dem Wege von Jerusalem nach Bethlehem traf der Reisende Clarke einen Araber, der eine Ziege für Geld zur Schau herumsführte, welche sich durch ihre Gewandtheit auszeichnete. Er hatte sie nämlich dahin gebracht, während er ein Liedchen ansang, auf eine Anzahl zylinderförmiger Holzblöcke zu steigen, die übereinander gestellt waren und ohngefähr die Gestalt der Würfelbecher beim Toccateglispieler hatten. Erst stellte sich das Thier auf den einen Block, dann auf die Fläche eines zweiten, und endlich auf die eines dritten, vierten, fünften darauf gesetzten, so daß sie mehrere Fuß von der Erde hoch war; und ihre vier Füße wußte sie auf dem kleinen Raume festzustellen, ohne daß die Blöcke verrückt wurden. Allerdings ging daraus hervor, wie gelehrtig das Thier war; allein es ergiebt sich auch daraus, wie sehr die Ziege geeignet ist, auf steilen Felsen und ihren Spitzen zu weiden, wo man kaum begreift, wie sie für ihre Füße Raum genug zum Stehen findet. Der letzte Block, auf dem sie Clarke sah, hatte nur zwei Zoll Durchmesser und jeder der zylinderförmigen Holzstücke sechs Zoll Länge. Sie stand also zuletzt in einer Höhe von 36 Zoll auf einer Fläche, die nur etwa 6 Zoll im Umkreise hatte, und auf welche sie mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit hatte springen müssen.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagsabteilung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.